

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1921

121 (28.5.1921) Die Mußestunde

sich am meisten über ihre Dienstboten beklagen, selbst als Dienende zu ebenbürtigen, wenn nicht zu mehr Klagen Anlaß geben würden.

Die Frauenwelt, auch die proletarische, hat allen Anlaß, unter ihren kühnen Vorkämpferinnen auch die Mabel zu kennen und nicht zu vergessen. Manches, was Mabel forderte, ist erreicht. Aber viele Wege, die sie geht, müssen erst noch beschritten werden. Auch Mabel lebte in schwerer Zeit, und doch freut sie sich zu leben, „weil wirklich reell die Welt schreitet, weil Ideen, gute Träume ins Leben treten, weil Technik, Industrie, Erfindungen diese Träume verwirklichen. Die Erkenntnis, wie es sein soll, wird schließlich siegen, wenn diese Erkenntnis auch tausend Jahre auf den Sonnenschein warten muß, der die Pflanze wachsen lassen wird.“

Wie Mabel Gegenwart, Zukunft ist, so müssen auch wir in trauriger Gegenwart an den Gedanken an eine lichtere Zukunft festhalten und aus diesem Gedanken Kraft schöpfen.

Aus Welt und Wissen

Wie der Kuckuck seine Eier legt. Des Kuckucks Gewohnheit, seine Eier in fremde Nester zu legen, ist ja sprichwörtlich geworden. Aber genaue Beobachtungen über diese eigenartige Methode sind schwer zu gewinnen. Nun ist es einem englischen Vogelkennner gelungen, dem Geheimnis der Frau Kuckuck auf die Spur zu kommen, und er enthüllt es in einem Aufsatz der „Daily Mail“.

„Während der letzten drei Sommer“, schreibt er, „habe ich die vorher nie erreichte Gelegenheit gehabt, das Regengeschäft des weiblichen Kuckucks genau zu beobachten. Der betreffende Kuckuck wurde zuerst 1908 in einem kleinen Gelände festgestellt, und ich fand, daß er neun Eier legte. Im nächsten Jahre kehrte er wieder an Ort und Stelle zurück, und ich stellte 18 Eier fest, die alle in Nester des Wiesenspiegels gelegt waren. Damals kam ich zu der Erkenntnis, daß der Kuckuck jeden folgenden Tag ein Ei legte und unterbrachte, solange erreichbare Nester der Pflegsgeiern vorhanden waren. Im nächsten Jahr machte ich nun folgendes Experiment, daß ich vorher die Zahl der vorhandenen Wiesenspiegel auf dem Gelände feststellte und ihre Nester so anordnete, daß sie von dem Kuckuck beobachtet werden konnten. Es waren 21 Nester, und wirklich legte der Kuckuck Eier in sämtliche erreichbaren Nester der Wiesenspiegel.“

Der Kuckuck sucht sich zunächst die Nester aus, indem er die Pflegsgeiern genau beobachtet. War ein Nest fertig, legte er unweigerlich nach zwei oder drei Tagen ein Ei. Dabei verforzte er auf einem Baum, von dem aus er das Nest sehen konnte, etwa eine Stunde vollkommen bewegungslos, flog dann zu dem Nest hin und wieder zurück. Dann sah der Kuckuck auf dem Zweige längere Zeit wieder im Zustande vollkommener Ruhe. Plötzlich flog er mit ausgebreiteten Flügeln zu dem Nest, ließ sich darauf nur wenige Sekunden nieder und legte in dieser kurzen Zeit sein Ei. Zu gleicher Zeit entfernte er ein Ei der Pflegsgeier aus dem Nest.“

Zwei Künstleranekdoten. Noda Noda erzählt im Prager Tageblatt: „Als der alte Björnson — zu Paris — gestorben war, erschien ein junger norwegischer Arzt im Trauerhaus und bat um die Auszeichnung, den großen Toten einbalsamieren zu dürfen. Offen gesagt: der Familie kam das Angebot zuwage, denn sie hat angeht, der vielen plötzlichen Geldausgaben in einigere Verlegenheit. Man schenkte dem Arzt als er fertig war — was denn nur geschwind? Nun, ein Bild Björnsons; Björnson selbst hätte es noch kurz vor seinem Tode — einem Dichter zugedacht als Gegengabe für ein Buch. Als der Arzt das Bild zuhause besah, fand er auf der Rückseite eine Inschrift von der Hand des Toten: „Herzlichen Dank für die wohlgeleitete Arbeit.“

Im Münchener Glaspalast hing einst das Bild eines Geigers von Picasso. Zwei Maler standen betrachtend vor dem Bilde. Der eine in Bewunderung — Rascin; der andere ungehalten — ein gewisser Nebiger. Nebiger murrte: „Man sollte diesem Picasso eine Photographie von Burmeister schenken, damit er lernt, wie man eine Violine hält.“ — Rascin darauf: „Und Ihnen, Nebiger, sollte man eine Photographie von Mollite schenken, damit Sie lernen, wie man das Maul hält.“

Natur . . .

Verfüm es nicht, zu laufen,
Wie hart die Zeit auch zwingt,
Dem, was die Wipfel rauschen
Und was die Quelle singt!

Schriftleiter: Hermann Winter, Druck und Verlag von Wed u. Cie.; beide in Karlsruhe, Luisenstraße 24.

Rätsel



Silbenrätsel
Aus den Silben: a — bel — blu — chi — de — des — drei — eil — eis — eis — gen — i — i — te — te — lus — me — mel — men — mu — ner — nin — po — post — rin — ro — ro — sa — sam — sau — sche — sen — sol — the — thü — ul — sind vierzehn Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben von oben nach unten gelesen einen wichtigen Satz der Deutschen Reichsverfassung ergeben. Die Wörter bedeuten: 1. Stadt in Norddeutschland. 2. Medizinischer Radel. 3. Waffe. 4. Fluß in Baden. 5. Sozialist. 6. Baum. 7. Deutsche Landschaft. 8. Hausgerät. 9. Verkehrseinrichtung. 10. Römischer Sagenheld. 11. Naturerscheinung. 12. Wagnersche Frauengestalt. 13. Heilmittel. 14. Indianerstamm.

Sahne-Rätsel
Den Wörtern: Brechslangen, Sonnenwende, Selma, Weltanschauung und Nero sind in derselben Reihenfolge 2 bis 4 zusammenhängende Buchstaben zu entnehmen, um ein neues Wort zu bilden.

Rätsel
Die erste sprengt der Knospen Hülle,
Streut Blumen aus in weicher Fülle,
Und schmückt mit einem Feiertag;
Die zweite hold zur Leinwandzeit,
Das Ganze in Italiens Gauen
Ist dort als stolze Stadt zu schauen.

Auflösungen der Rätsel in der Nummer der 20. Woche

Ausgangsaufgabe: Mit dem E links unten beginnend zählte man je den 5. Buchstaben aus. Es ergibt sich alsdann das Schiller-Zitat: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst.“
Zahlenrätsel: Venus, Ofen, Rote, Keller, Sonne, Bertel, Rose, Eise, Ufer, Kette, Dose; Volkstreund.
Besuchskartenrätsel: Briefmarkenhändler.
Rätsel: Spitzbube.
Wichtige Lösungen gingen ein von: Frau Höhrig, Stella Daniel, August Blum, Karlsruhe; Friedrich Weiß, Erwin Wolz, Karlsruhe-Mühlburg; Anton Kappeler, Darglanden; Frau Mina Böker, Welschnenreuth.

Witz und Humor

Der schwache Hausher. „Mauchen Sie auch, Herr Bureauvorsteher?“ — „Sehr wenig — nur wenn ich arbeite.“
Freies Schulfeld. Während des Krieges muhte ich mal bei einem Polen in Westpreußen Quartier beziehen. Als ich mich bei dem Besitzer nach einem verhöflichen Ort, den ich vergeblich gesucht hatte, erkundigte, wies er mit einer großartigen Geste über seinen Hof und sagte: „Is sich überall, Herr Oberleutnant.“

Die Witzfestunde

Zur Unterhaltung und Belehrung

21. Woche Karlsruhe, den 28. Mai 1921

Der blühende Hammer

Eine Legende von der Arbeit und vom Mai

Die Sonne segnet den kleinsten Salm!
Nur die Arbeit atmet noch Auf und Qualm,
steht drinnen am Amboss und wecket und schufet
und draußen leuchtet es, blüht und duftet. . . .

„Ist denn heute Walpurgisfest?“
Da mag denn hämmern, wer hämmern mag!
Ich will hinaus in den Frühling schreiten,
will meine Arme ins Rechte breiten. . . .

So spricht die Arbeit und geht hinaus aus dem Haus
der Mühe ins blühende Land hinaus.

Dort sieht sie mit wuchtiger Horngebärde
den Hammer hinein in die leuchtende Erde
und streckt sich daneben ins frischgrüne Gras. . . .

Sie sinnt über dies und sinnt über das,
schützt ihre Gedanken vor Wölfen und Winden
und füllt sich mit eins im Traum entschwinden. . . .

Der Hammer zu ihrer rechten Hand
ragt einsam hinaus ins ebene Land.
Da! — an dem fahlen, gedrehten Schaft
wirkt eine geheime Wunderkraft. . . .

Ein Keimen, ein Treiben, die Zweige sprossen,
gleich sind die ersten ins Blatt geschossen,
und im obersten Wipfel gebettet liegt
schon die erste Blüte vom Winde gewiegt.

Die zweite, die dritte ist aufgegangen;
bald ist das ganze Geäst behangen
mit roten Rosen, die grünen weit
hinein in die ferne Frühlingzeit. . . .

Um den blühenden Hammer, Hand in Hand,
stehen die schaffenden Brüder aus Stadt und Land.
Sie kommen alle, das Wunder zu sehen,
und jubeln hört man die Kunde gehn:

„Jetzt blüht der Hammer in unsrer Hand!
Frei herrscht die Arbeit im freien Land!“

Karl Bräuer

Die blutige Woche

21.—28. Mai 1871
Von J. Steiner-Jullien

Ein halbes Jahrhundert ist nun verfloßen,
seit jener „blutigen Woche“, die die Pariser Arbeiter-
schaft alljährlich durch einen Pilgerzug zu der fürchterlichen
„Mauer“ des Friedhofs Pere-Lachaise feiert, ein halbes
Jahrhundert — und doch mutet uns die Tragödie dieser
entehlichen Episode wie ein Stück Zeitgeschichte an. . . .
Die furchtbaren Umstände, aus denen der Pariser Kom-
muneaufstand sich entwickelte — der Krieg, der Hunger
und die Niederlage — die zerstörenden Folgen eines bluti-
gen Endes — die Rührung der Internationale und der
französischen Arbeiterbewegung für zwei Jahrzehnte —
alles dies scheint uns von gestern zu sein. Und deshalb
ist es nicht ohne Nutzen für die Zukunft des Sozialismus,
diese Ereignisse hier anzufrischen zu lassen.

Der Frieden, den Bismarck Frankreich diktierte, die
Entziehung einer der reichsten Provinzen und die Bezah-
lung einer Kriegsschuldigkeit, die, an den damaligen

Produktionsbedingungen gemessen, sehr drückend war,
dieser Frieden erfüllte einen Teil der Bevölkerung mit
brennender Erbitterung, während die Mehrheit sich der
Gewalt beugte. Diese Mehrheit befand sich hauptsächlich
auf dem flachen Lande und in den kleinen Provinstädten,
während die Minderheit sich in den Großstädten, haupt-
sächlich in Paris, konzentrierte. Genau wie sich bei den Ab-
stimmungen im Jahre 1869 die republikanischen
und die monarchistischen Stimmen verteilten hatten. —

Für Paris kam aber noch hinzu, daß es erst eine
neunzehntägliche Belagerung mit allen Schrecken des
Hungers und der Beschickung hinter sich hatte. Nach der
Einnahme von Metz und Sedan, nach der Proklamierung
der Republik in Lyon am 3., in Paris am 4. September,
war der Krieg in der Hauptsache nur mehr die Verteidi-
gung von Paris gewesen und die unfruchtbarsten Veruche
einiger republikanischer Freischaren, Paris zu entsetzen.
Der Krieg war dadurch bis an die Loire und an die West-
küste von Frankreich getragen worden, und während in
Paris die aufgeregte und unbrauchbare Energie von
Hunderttausenden sich verraten fühlte, war man in der
Provinz der Requirierungen der beiden Armeen herzlich
überdrüssig.

Die Monarchisten aller Richtungen hatten denn auch zur
Wahlparole gewählt: schneller Friedensschluß.
Die Republikaner dagegen verlangten: Krieg bis zum
Aushalten. Es kamen noch andere, wirtschaftliche und
historische Gegensätze hinzu, auf die wir hier nicht eingehen
können. Genug, die Wahlen vom 8. Februar swanden nach
Bordeaux in die Nationalversammlung der jungen Republik
eine monarchistische Mehrheit, die allerdings ge-
halten wir in Legitimisten, Orleansisten und Bonapartisten.

Eine Woche darauf, am 15. Februar, schlossen
sich die 240 Bataillone der Pariser Nationalgarde zu
einem Verbände zusammen, zum Schutz der Re-
publik. Man beschloß, sich jedem Entwaffnungs-
versuch der Regierung zu widersetzen. Im Zen-
tral Komitee der Nationalgarde hatten die Mitglieder des
Pariser Föderativrates der Internationale, meist
Arbeiter, aber auch einige Intellektuelle, worunter beson-
ders Charles Longuet, der spätere Schwiegervater
von Marx, zu nennen ist bald einen führenden Einfluß,
dem es zu danken war, daß der Beschluß dem Einzug der
deutschen Truppen sich mit Waffengewalt zu widersetzen
nicht zur Ausführung kam.

Während des vorhergehenden Jahrzehnts war die Ar-
beiterbewegung in Frankreich, erst begünstigt, dann ver-
folgt von Napoleon III., außerordentlich erstarkt. Sie war
„der Schwerpunkt der Internationale“. Nach dem Zu-
sammenbruch des zweiten Kaiserreichs, nach der Kapitu-
lation der Führer der dritten Republik, blieben in der
Hauptstadt nur noch die Internationalisten, wie
man die Sozialisten in Frankreich damals schlechtweg
nannte, um die Führung einer Volksbewegung zu über-
nehmen.

War es bloße Unfähigkeit, oder war es Berechnung?
Die Regierung beschloß, die bewaffneten und empörten
Pariser zu brüskieren und ohne vorherige Verständigung
die Kanonen der Nationalgarde in der Nacht
vom 17. zum 18. März wegführen zu lassen. Bei
diesem Versuch kam es in dem hochgelegenen Arbeiterviertel
Montmartre zu einem Zusammenstoß. Eine größ-
tenteils unbewaffnete Volksmenge widersetzte sich der Fort-

führung der Kanonen. Die Soldaten weigerten sich, dem Befehl des Generals Leconte, zu gehorchen und dieser wurde dann mit einem anderen General, Clement Thomas, von der rasenden Menge und von den eigenen Soldaten mehr gehängt als hingerichtet.

Die gestrichelte Regierung erließ am selben Tage einen Aufruf, in dem ihre Politik, die sie gegenüber der Kommune nachher verfolgte, bereits festgelegt war. Es heißt da: „Die Regierung will mit einem autoritären Komitee aufräumen, deren Mitglieder... sonst nichts als kommunistische Lehren repräsentieren, Paris der Plünderung und Frankreich dem Grabe überliefern würden.“

Ob die Regierung mit Absicht und Vorsicht gehandelt hat oder nicht, jedenfalls ging ihr das Zentralkomitee der Nationalgarde in die Falle. Paris hatte noch immer keinen Gemeinderat. Es war darüber während der Delegation zu Aufrührerversuchen gekommen, um diese Wahlen zu erzwingen.

Die Regierung hatte ihre Flucht noch nicht vollzogen, als das Zentralkomitee am 18. März sich als vollziehende Gewalt installierte und Kommunalwahlen anordnete. Diese Wahlen fanden am 26. März statt. Von 490 000 Wahlberechtigten stimmten 227 000 ab.

Es gab nur zwei Möglichkeiten: auf Versailles zu marschieren, die Nationalversammlung zu sprengen und eine revolutionäre Diktatur ausüben; dazu fehlte es den Kommune bis jedoch an Entschlossenheit und Geschlossenheit. Der sich auf die Vertilgung von Paris zu beschränken.

lich aus, indem sie ganz Frankreich in täglichen Buletins gegen die „Teiler“, die Todfeinde des Eigentums, und der Ordnung“ zum heiligen Krieg aufrief.

29. März. Konstituierung der Kommune in zehn Ministerien: Krieg, Exekutive, Finanzen, Rechtspflege, Weiberei, Arbeit, Handel und Industrie usw.

2. April. Erste Schlacht mit den Versaillern.

3. April. Hinrichtung durch die Versaillern der gefangenen Kommuneards.

Die Kommune dekretiert die Trennung von Staat und Kirche, die Konfiskation der Kirchengüter.

5. April. Die Kommune verbietet drei Zeitungen. Diese Zeitungsverbote häufen sich im Laufe der Zeit, sodass bald kein unabhängiges Blatt mehr übrig bleibt.

6. April. Beschluß der Kommune, alle verdächtigen Personen als Gefangen einzusperrern und bei einer Wiederholung der Erschießung von Gefangenen durch die Versaillern die Gefangen erschießen zu lassen.

12. April. Beschluß, die Vendomesäule zu demolieren.

16. April. Dekret, genossenschaftliche Betriebshaltung stillgelegter Unternehmungen; allerdings nie durchgeführt.

27. April. Beschluß, die Kirche Vred zu demolieren.

28. April. Bejeitigung der Nacharbeit in den Bäckereien.

5. Mai. Ein Mitglied der Kommune als Späher entlarvt. Beschluß, die Kapelle Ludwig XVI. zu demolieren.

6. Mai. Eröffnung der ersten Lehrhalschule.

11. Mai. Dekret, das Haus von Thiers zu demolieren.

15. Mai. Beschluß, Geiseln hinzurichten. Nicht ausgeführt.

18. Mai. Ein Mitglied der Kommune als Späher entlarvt. Verbot, neue Zeitungen herauszugeben.

19. Mai. Ein Mitglied der Kommune als Späher entlarvt. Verbot, neue Zeitungen herauszugeben.

21. Mai. Eindringen der Versaillern in Paris.

Und nun beginnt, führerlos, regellos, die blutige Woche, der Barikadenkampf der Kommuneards, die buchstäblich bis zum letzten Atemzug kämpfen, gegen die Versaillern die mit beispielloser Grausamkeit vorgehen.

Die Fabel aller Zeiten

Von Hermann Langs

Es war einmal ein König. Der hielt an seinem Hofe stets einen Weisen, von dem er sich beraten ließ.

Eines Tages sah er nur zu deutlich, daß sein Sadel kleiner und der Umhüller seiner gequälten Weiser immer größer ward.

„Weniger Geld ausgeben“, sagte der Philosoph. „Weniger Geld ausgeben?“ rief der Herrscher. „Wie soll ich das machen?“

„Führe weniger Krieg!“ sagte der Philosoph. Der König aber wollte mehr Kriege führen, denn er versprach sich Gewinn davon.

So kam der Krieg mit den Athenern. Der König verlor Schlacht um Schlacht. Er ließ seinen Philosophen kommen und sprach: „Phariss! Du bist verantwortlich für das Schicksal meines Volkes.“

„Was soll ich tun, um nicht besiegt zu werden und um Geld zu erhalten?“ Der Philosoph zungelte die Stirn und sah ihn fest an und sprach laut: „Wich den Krieg ab!“

Da ließ ihm der König hundert Streiche auf die Fußsohlen geben und sog gegen die Athener. Als er wieder heimkam, war er allein.

So ließ er seinen Minister rufen und sprach: „Phariss! Du bist verantwortlich für das Schicksal meines Volkes! Rat mir, was soll ich tun?“

„Dir raten lassen“, sagte der Weise. Da ließ der König ihm die Zunge austreten und ihn einkertern. Er selbst aber sammelte ein Heer. Nach fünf Monaten waren es einhundertdreizehnzig Mann.

Da ließ er seinen Philosophen rufen und sprach: „Was soll ich tun, um zu Kriegern zu kommen?“

„Aber Phariss! Du bist verantwortlich für das Schicksal meines Vaterlandes. Rate mir: Was soll ich tun?“

Aber Sardus war schlauer als Phariss. Der Schaden seines Vaterlandes hatte ihn vorichtig gemacht. Er verneigte sich tief und sprach: „Großmächtigster Fürst! Führe Krieg und ziehe gegen die Athener!“

Der König besann sich und zog gen Athen. Aber er wurde wieder besiegt. Da ließ er seinen Philosophen kommen und sprach: „Sardus! Ich will dich vor größeren Dummheiten bewahren!“

Samit schlug er ihm das Haupt ab und ließ es auf einen Spieß stecken. Gegen die Athener aber zog er immer noch.

Für unsere Frauen

Ein bißchen Freude

Wie heilt sich ein verlassen Weib? Der dunkeln Schwermut Weite? Mit Becher-Rundgeläute? Mit bitterem Spott? Mit freudem Scherz? Nein, mit ein bißchen Freude!

Wie sticht sich ein zerstückter Kranz, Den nach der Sturm zerstreute? Wie knüpft sich der erneute? Mit welchem Gedächtnis bunter Band's? Mit nur ein bißchen Freude!

Wie föhnt sich die verjährte Schuld, Die bitterlich bereute? Mit einem strengen Heute? Mit Büßerbah und Angebild? Nein, mit ein bißchen Freude!

Conrad Ferdinand Meyer.

Zum 150. Geburtstag der Rahel

Von Anna Bloss

Es gibt nicht viele Frauen, die so allgemein bekannt sind unter ihrem Vornamen wie die „Rahel“. Entweder ist es der Name des Mannes, oder sein Titel, oder auch ein angeborener oder erworbenes Titel, mit dem die Frauen im Gedächtnis leben.

tesucht nicht, die leider heute nach der Revolution, auch unter den Frauen so sehr grassiert. Eine Rahel, eine Bettina, eine Malvina hatten es aber verstanden, ihrem einfachen Vornamen einen solchen Klang zu geben, daß sie noch heute damit weiter leben.

Wir wissen von der Rahel als dem echten Kind der Romantik, der Freundin vieler großer Geister, von ihrem Einfluß auf jeden, der ihr näher trat. Weniger bekannt ist es, daß Rahel eine der kühnsten Vorkämpferinnen der Frauenbewegung war zu einer Zeit, wo es noch keine eigentliche Frauenbewegung gab.

Vielleicht hat die Einsamkeit, der Mangel an Verständnis, die Tyrannie ihrer Familie Rahel schon früh dahin geführt, über die Stellung der Frau in Familie und Staat nachzudenken. Körperlich und geistig mißhandelt wuchs sie auf und litt schwer unter der ihr aufgezwungenen Abhängigkeit.

Rahel geht, wie gesagt, ungeheuer weit in ihren Forderungen und Anschauungen. Ihren Begriff über das Verhältnis der Geschlechter sah sie in den Worten zusammen: „Freiheit für die Liebe, aber Kampf gegen die Anzucht.“

Rahel wirft die Frage auf ob der Hausstand an und für sich heilig ist. Sie hält die Kinder keineswegs schon dadurch geschützt, daß sie in ihrer Familie leben.

Für Rahel ist das Ideal das Mutterrecht: „Kinder sollten nur Mütter haben und deren Namen tragen, und die Mütter das Vermögen und die Macht der Familie; so bestell es die Natur.“

Sie erklärt die Schwächen der Frau daraus, daß sie durch ihre Erziehung und ihre soziale Stellung minderwertig bleiben müssen, daß die erotische Noheit der Männer sie zur Unwahrheit und Sklaverei zwingt.

Die Rahel fordert, daß keinem Mitglied der menschlichen Gesellschaft von dieser ein Hindernis in seiner Kraftentwicklung bereitet werden darf, daß aber Gesetz und Vorurteile der Salste des Menschengeschlechts solche Hindernisse bereiten.

Ihr ganzes Leben lang litt Rahel mit den arbeitenden Massen, weil es die meisten sind und die ärmsten. So kam sie sehr früh zu der Ueberzeugung, daß die Frau in die Armenpflege eintreten müsse, damit die Armen auch in den Tagen der Gesundheit Reinlichkeit, Kleider, und besonders auch Arbeitsmöglichkeit erhielten.

Die Gesellschaftsordnung erscheint Rahel ein Wahnwitz, die verlangt, daß die Mehrzahl sich als gute Christen zeige und zum Vorteil der Minderzahl auf alle Güter der Welt verzichte.

Auch mit der Hausangehörigenfrage hat Rahel sich schon beschäftigt in modernem Sinne: „Es ist natürlich, ein Domestil zu sein“, meint sie und ist überzeugt, daß die Hausfrauen, die